

Inhalt

<i>Oliver Decker</i> Editorial	3
<i>Cornelia Siebeck</i> Ort, Gedächtnis, Hegemonie Gedächtnisorte als soziopolitische Praxis	9
<i>Claudia Guderian</i> »Jetzt weiß ich endlich, was für ein komischer Vogel ich bin!« Zur Blickrichtung des Analysanden auf der Couch	33
<i>Oliver Decker, Marliese Weißmann & Katharina Rothe</i> Sozialraum: Psychische Exklusion und soziale Inklusion Befunde aus Gruppendiskussionen zur Dialektik von Ein- und Ausschlussprozessen aus Gemeinschaften	55
<i>Mathias Hirsch</i> Mentalisierung und Symbolisierung in der analytischen Gruppenpsychotherapie	85
<i>Jürgen Grieser</i> Der psychische Raum im Alter und der Tod	103
Autorinnen und Autoren	129
Wissenschaftlicher Beirat	133

Impressum

Psychotherapie & Sozialwissenschaft
ISSN 1436-4638
2013, Heft 1

ViSdP: Die Herausgeber; bei namentlich gekennzeichneten Beiträgen die Autoren. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Fall eine Meinungsäußerung der Herausgeber, der Redaktion oder des Verlages dar.

Erscheinen: Halbjährlich

Herausgeber:
Brigitte Boothe, Jörg Frommer, Bernhard Grimmer, Marie-Luise Hermann, Jürgen Straub, Ulrich Streeck, Kathrin Mörtl, Oliver Decker

Geschäftsführender Herausgeber und Schriftleitung: Jörg Frommer

Redaktionsanschrift:
Dr. phil. Marie-Luise Hermann
Grabengasse 7
CH-8180 Bülach
mlhermann.praxis@bluewin.ch

Die Herausgeber freuen sich auf Ihre Manuskripte, die im Peer Review Verfahren begutachtet werden.

Satz: Andrea Deines, Berlin
Druck: PRINT GROUP Sp. z o.o., Stettin

Abonnements:
Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10
D-35390 Gießen
Tel.: 0641/96997826 · Fax: 0641/96997819
bestellung@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Bezug ab 2008:
Jahresabo: 36,90 Euro (zzgl. Versand)
Einzelheft: 22,90 Euro (zzgl. Versand)
Bestellungen von Abonnements bitte an den Verlag, Einzelbestellungen beim Verlag oder über den Buchhandel.
Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis zum 15. November erfolgt.

Rechte:
© 2013 Psychosozial-Verlag
Nachdruck – auch auszugsweise – mit Quellenangabe nur nach Rücksprache mit dem Verlag.
Alle Rechte, auch die der Übersetzung, vorbehalten.

Anzeigen:
Anfragen bitte an den Verlag an
anzeigen@psychosozial-verlag.de.
Es gelten die Preise der aktuellen Mediadaten.
Sie finden sie im Downloadbereich auf www.psychosozial-verlag.de.

Editorial

Seit Anfang der 1980er-Jahre wurde die Topografie Gegenstand einer systematischen Reflektion nicht mehr nur der Städteplaner oder Physiker, sondern auch der Soziologie (Löw, 2001). Mit dem *Spatial-Turn* bekam ein neues Verständnis des Raums in den Sozialwissenschaften einen Namen. Dabei wird sich des Raum-Begriffs weniger im Sinne einer metaphorischen Verwendung bedient, sondern betont werden soll ein genuin sozialwissenschaftlich zu erschließender Raum. Und der nahm zunehmend mehr Gestalt an. Nicht mehr der Raum als physisch zu verstehendes Behältnis, sondern vielmehr die sozialen Beziehungen, im engeren Sinne die vergesellschaftenden und subjektivierenden Funktionen des Raums wurde von Interesse. Wie der Raum organisiert wird, ist für die mentale und soziale Beschaffenheit des Individuums von großer Bedeutung. Kein Wunder, dass Michel Foucaults Rezeption eines Panopticons Benthamscher Prägung zur exemplarischen Analyse der Gouvernamentalitätsstudien wurde (Foucault, 1975). Nicht nur eine Gefängnisarchitektur fand Foucault im Benthamschen Bauplan, sondern die Gestaltung des Raums als Werkzeug zur Hervorbringung des modernen Individuums. Das blieb über die Gouvernamentalitätsstudien hinaus nicht ohne Wirkung.

Spätestens mit dieser Wirkung, der Subjektivierung, wird der Gegenstand der Sozialwissenschaften nach der topologischen Wende zu einem der Psychologie und Psychotherapie. Aber auch schon vorher war dort die Beschäftigung mit dem Raum nicht ohne Beispiel. Denn die Verzahnung von sozialem Raum und mentalem Raum ist immer schon ein vornehmer Untersuchungsgegenstand für psychologische Autorinnen und Autoren gewesen. Es ist mehr als eine zufällige Begriffsgleichheit, wenn in den Sozialwissenschaften und in der Psychoanalyse von einer Topografie gesprochen wird. Die psychische Struktur fand im psychoanalytischen Denken Sigmund Freuds ihr Modell ebenfalls in einer Topografie: Bewusstsein, Vorbewusstes, Unbewusstes. Mit diesen Begriffen waren nicht nur distinkte Orte des Psychischen bezeichnet.

Die Struktur entsteht auch erst als Folge von Körpererfahrungen in sozial-räumlichen Verhältnissen. Die Ausbildung eines Bewusstseins – und erst dieses rechtfertigt es ja, überhaupt von einem Unbewussten als eigener psychischer Region zu sprechen –, ist gebunden an Interaktionen und Beziehungen. Der psychoanalytische Begriff der Objektwahl ist möglicherweise etwas technisch, für das was er bezeichnet: die große Not des Säuglings. Dass diese Not und wie sie beseitigt wird, hat genau zu diesem Namen geführt: Des Säuglings, dessen Mangel durch den mütterlichen Körper prothetisiert wird. Eine körperliche Beziehung, das wird zumeist mitgedacht aber nicht ausdrücklich gemacht, ist eine im Raum. Und die ersten Objektvorstellungen sind körperlich-räumliche, es macht das Ich zu einem körperlichen, soweit war es schon Freud sinnenklar (Freud, 1923, 253). Dabei ist es keinesfalls unerheblich, mit welchen unbewussten Vorstellungen von Mütterlichkeit, Körperlichkeit und Sozialem diese Handlung von der pflegenden Person vollzogen wird (Decker, 2011). Denn erst mit diesem Verständnis wird aus dieser frühen räumlich-körperlichen Interaktion ein geschichtlich und gesellschaftlich sehr unterschiedlich gefüllter psychischer Binnenraum. Wenn Freud auf die räumliche Metaphorik zurückgreift, um die Arbeit der Psychoanalyse zu skizzieren, wird es deutlich: Die Stadt Rom mit all ihren Ablagerungen ist ein Gedächtnisraum. Aber Aufmerksamkeit ist bei dieser Metapher geboten: erst die geschichtlichen Ablagerungen machen aus einer Grabung eine archäologische und nicht bloß eine geologische Untersuchung. Und in der Rekonstruktion dieser geschichtlichen Ablagerungen, der archäologischen Ausdeutung des Raums, besteht der Beitrag der psychoanalytischen Erfahrung zum Verständnis der Gegenwartsgesellschaft.

Ausgehend von den noch gar nicht psychoanalytisch informierten, aber doch neurologischen Überlegungen zur Wahrnehmung des eigenen Körpers im Raum durch den Prager Neurologen Pick (Pick, 1907) konnte Paul Schilder den Begriff des Körper-Ichs entwickeln (Schilder, 1950). Mit dieser Erkenntnis aus der Behandlung gelang es, nicht nur ein entwicklungspsychologisches Verständnis der Bedeutung des Raums zu entwickeln – auch die Verhaftetheit dieses Körper-Ichs im sozialen Raum wird offenkundig. Körperhandlungen sind Beziehungshandlungen und die Interaktionen sind vor allem räumliche Handlungen. Das war nicht nur für die klinische Anwendung äußerst fruchtbar (Küchenhoff, 2000), sondern ist in Anbetracht der Gegenwart von kulturell induzierten Manipulationen am Körper von großer Bedeutung. Aber auch ein im engeren Sinne des Wortes fundamentales Verständnis der Gegenwartsgesellschaft ist ohne Raum-Begriff kaum möglich. So etwa, wenn Christoph Türcke sich der Heimat annimmt. Seine Genealogie der »Heimat« beginnt mit einer Rekonstruktion, nämlich

der primären Erfahrung eines verlorenen Raums. Der Ausgangs- wie der Fluchtpunkt der Überlegung ist, dass Heimat durch einen Verlust erst konstituiert wird. Diesem Umstand schuldet sie ihre ganze Ambivalenz: Erst wenn sie verloren ist, beginnt sie zu existieren. Dies führt Türcke am Verlust der ersten Heimat aus: dem Mutterleib. Im intrauterinen Raum ist der Fötus geschützt und geborgen. Trotzdem, so Türcke, ist der Mutterleib nicht die erste Heimat, das wird sie erst rückwirkend durch die Geburt. Die Wahrnehmungsleistung des Fötus, sein Sensorium für die Umwelt, ist nicht ausgebildet, um diese Umwelt mehr als diffus wahrzunehmen, geschweige denn als Heimat. Kann er es, dann muss er diesen Ort auch schon verlassen. Mit dem Geburtsschock und dem Anfluten der Sinnesreize auf das Neugeborene wird ein Kontrast schmerzlich erfahren, so Türcke: »Erst dabei, also nachträglich, wird der Mutterleib das, was er nicht war, solange das Kind sich darin befand: Heimat. Die erste Heimat ist ein Unding, ein Nicht-Ort, griechisch: utopos.« (Türcke, 2006, S. 12). Damit ist die grundlegende Denkfigur der Türckschen Analyse beschrieben: Heimat ist die Fantasie eines unversehrten Raums in der Vorzeit. Ihre Kraft bezieht die Fantasie aber, wie soll es anders sein, aus dem Wunsch, der einem Verlust folgt. Verlufterfahrung geht jedem Versuch voraus, an einen neuen Raum anzuwachsen. Das gilt nicht nur für Individuen. An die Rekonstruktion der Heimat aus der Geburt schließt auch für Christoph Türcke die Beschäftigung mit der Nation an. Dies ist nur folgerichtig, denn: »Wörtlich heißt natio ›Geburt‹« (ebenda, S. 31). Türcke skizziert, wie im ausgehenden Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit die ersten Studierenden der europäischen Universitäten zu »Nationen« zusammengefasst wurden. Ihre Identifizierung vollzog sich über das, was eigentlich gerade verloren zu geben wäre, was aber nicht aufgegeben werden kann.

Kein Wunder also, wenn es sich bei kollektiven Gedächtnisorten um strategische Medien handelt, wie *Cornelia Siebeck* in diesem Band ausführt. Mit solchen Orten, so ihr Befund, wird der Versuch unternommen, partikulare als allgemeine Interessen zu behaupten. Dieses Streben nach Hegemonie für eine Lesart von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vollzieht sich über narrative Aufladung von Orten. Siebeck unterlegt ihre Überlegungen zur Funktionsweise von Gedächtnisorten als politischer Praxis entlang der israelischen Initiative *Zochrot*. Ziel dieser Initiative ist es, an Orte zu erinnern, die aufgrund der Siedlungspolitik verschwunden sind, der Vergangenheit angehören, die weder offiziell auf Landkarten eingetragen sind, noch als offizielle Erinnerungsorte vermerkt. Und diese Initiative wurde zum Gegenstand einer ethnografischen Feldforschung der Autorin. Es wird deutlich, dass die identitätsbildende Wirkung darin besteht, dass sie verschwundene Orte

sind. Es scheint, dass das identitäre Potenzial von Gedächtnisorten sich nicht zuletzt dem Narrativ eines vergangenen, unbeschwerten Ortes verdanken.

Der Raum der Psychotherapie ist ebenfalls einer, der identifikatorische Funktion hat und bei dem ein Anwachsen im Sinne Türckes ersehnt wird – oder, wie es *Claudia Guderian* in ihrem Beitrag formuliert: Zu Beginn einer Psychoanalyse dominiert der Wunsch nach Verschmelzung mit dem Analyseraum und ein identifikatorisches, symbiotisches Raumerleben. Gerade der Analyseraum wird in ihrem Beitrag als erweiterter Körpers des Analytikers und der Analytikerin beschrieben, auf den sich regressive Wünsche des Ein- und Aufgehens richten. Dadurch wird der unbewusste und bewusste Umgang des Analysanden mit dem (Aus-)Blick während der Analyse gleichzeitig zu einem Barometer des Fortgangs der Analyse. Die zu Beginn dominierenden Wünsche gehen, so führt Guderian aus, mit herabgesetzter Wahrnehmungs- und Kritikfähigkeit an der Blickrichtung einher, die das Arrangement des Analytikers und der Analytikerin bietet. Die Entdeckung dieses Arrangements durch den Analysanden, durch die Analysandin, kennzeichnet ein fortschreitendes Sonderungs- und Individuierungsbestreben. Für die Beschreibung des Arrangements legt Guderian einen Ausschnitt einer weitergehenden, fotodokumentarischen Arbeit aus von ihr besuchten analytischen Praxen in Europa vor.

Dass das Bemühen um einen identitären sozialen Raum nicht nur an seine Herstellung, sondern zudem auch an seine beständige Absicherung gebunden ist, macht die Dynamik von Ein- und Ausgrenzung deutlich. Entlang von Befunden aus Gruppendiskussionen stellen *Oliver Decker, Marliese Weißmann und Katharina Rothe* die Konsequenzen einer dauerhaften, gewaltvollen Exklusion aus dem Sozialraum vor. Auch wenn die Rede von Ausgegrenzten in den letzten Jahren als Parteinahme für Menschen in sozialen Randlagen ein politisch berechtigtes Anliegen ist, hat diese Formulierung Untiefen. Die Gruppendynamik innerhalb der Gruppendiskussionen macht die beständigen Bemühungen um identitätsbildende Eigengruppenaufwertung und Fremdgruppenabwertung deutlich. Um den sozialen Binnenraum zu schaffen, werden Exklusionsdynamiken in Gang gesetzt. Während es aber im sozialen Raum kein Drinnen und Draußen gibt und daher im Sinne des Wortes keinen Ausschluss geben kann – »alles ist drin im Raum« (Waldenfels, 1990, S. 29) – gilt das für den psychischen Raum nicht. Entlang der Analyse der Gruppendiskussion wird deutlich, dass es sich bei der gebräuchlichen Raummetapher der Inklusion/Exklusion um aufeinander bezogene Prozesse handelt: Im Sozialraum um Inklusion und im psychischen Binnenraum um Exklusion.

Mit der intersubjektiven Erweiterung der Bionschen mütterlichen Containerfunktion beschäftigt sich *Mathias Hirsch* in seinem Beitrag. Sein Verständnis

illustriert die progressive Funktion, welche Gruppen haben können und ihnen im psychotherapeutischen Setting zukommen sollte. Psychotherapie ist als interpersoneller Raum, als ein Spielraum, wie es Hirsch nennt, zu verstehen, in dem durch eine nachholende Symbolisierung eine korrigierende Erfahrung gemacht werden kann. Die Verschmelzungsfantasien sind aber auch in der Gruppe präsent und finden in der Gruppenangst ihren Ausdruck, der Angst vor einer drohenden, identitätsvernichtenden Verschmelzung. Entlang von Erfahrungen aus der gruppentherapeutischen Arbeit werden von Hirsch exemplarisch Wirkfaktoren und Dynamiken vorgestellt, welche der Herstellung des mentalen Raums dienen können.

Das Schützende des psychischen Binnenraums gegenüber destruktiven und traumatischen Kräften ist der Gegenstand des Beitrags von *Jürgen Grieser*. An die Rekonstruktion der Entstehungsbedingungen dieses Raums schließt die Betrachtung besonderer Funktionen an: Der psychische Raum bildet einen Schutz gegen die psychisch destruktive Wirkung des Todes. Grieser betont den Entstehungsprozess des psychischen Binnenraums nicht nur aus der Mutter/Kind-Dyade, sondern durch die trianguläre Struktur des hinzutretenden Vaters. Zudem ist die Bedingung der Möglichkeit eines psychischen Binnenraums diese Triangulierung, alleine reicht aber auch sie nicht aus. Ohne kulturelles Symbolsystem würde, so Grieser, auch die psychische Struktur in der Fläche bleiben, erst durch dieses kann eine räumliche Dimensionalität entstehen. Dieser Prozess führt allerdings nicht nur zur Individualisierung, sondern hält auch Kränkungen bereit. Ohne Not tut sich das keiner an: Was mit einigem Aufwand symbolisiert werden muss, dessen Abwesenheit ist gleichfalls anzuerkennen. Dieser Ambivalenz unterliegt damit nicht nur die Tiefendimension des psychischen Raums, sondern sie bestimmt auch die Auseinandersetzung mit dem identitätsbedrohenden und endlich auch eintretenden individuellen Tod.

Oliver Decker
Herausgeber dieses Heftes

Literatur

- Decker, O. (2011). *Der Warenkörper. Zur Sozialpsychologie der Medizin*. Springer: Zu Klampen.
- Foucault, M. (1975). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1923). Das Ich und das Es. *Gesammelte Werke Bd. XIII (235–289)*. Frankfurt/M.: Fischer.

Editorial

- Küchenhoff, J. (2000). Der Körper als Ort der Beziehungsinszenierung. In U. Streeck (Hrsg.), *Erinnern, Agieren und Inszenieren. Enactments und szenische Darstellungen im therapeutischen Prozess* (S. 143–160). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Löw, M. (2001). *Raumsoziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Pick, A. (Hrsg.). (1907). Über Störungen der Orientierung am eigenen Körper. In A. Pick, *Arbeiten aus der deutschen Universitätsklinik in Prag* (S. 1–19). Berlin: Karger.
- Schilder, P. (1950). *The Image and Appearance of the Human Body. Studies in the constructive energies of the psyche*. New York: International Universities Press.
- Türcke, C. (2006). *Heimat. Eine Rehabilitierung*. Springe: zu Klampen.